



**Corinna Böhme**  
**Dr. Roland Winkler**

**Die Depression  
stahl mir  
das Glück**

**Biografie**

**DeBehr**

verhinderten glücklicherweise die schon deutlich sichtbaren Konturen meiner Schwangerschaft. Bestimmend waren Jörg und seine Mutter auch, was den geselligen Teil der Hochzeit betraf. Meine Familie und ich waren dafür, bereits nach dem Mittagessen in ein angemietetes Vereinszimmer zu wechseln, Jörg und seine Mutter hingegen wollten auch noch zum Kaffeetrinken in der Gaststätte bleiben und erst danach im Vereinszimmer weiterfeiern. Sie setzten sich durch. Das schien zwar wie eine Lappalie, war aber dennoch typisch für unser Verhältnis von Dominanz und Unterordnung. Und dafür durfte mein Vater auch noch das ganze Fest allein finanzieren, was Jörg und seine Verwandten als etwas ganz Selbstverständliches empfanden. Ich selbst habe das alles widerspruchslos hingenommen. Ich war schwach, zeigte keinen eigenen Willen und stand schon damals regelrecht neben mir - ein Zustand, der sich fortan noch verstärken sollte. Enttäuschend an diesem Tag, der doch ein unvergesslicher Höhepunkt im Leben sein sollte, war, dass dem Fest keine Hochzeitsnacht folgte, weil von Jörg nicht gewollt. Natürlich kränkte mich sein Verhalten. Doch flüchtete ich zu meiner eigenen Beruhigung in eine Traumwelt. Ich dachte: Ist erst einmal das Kind da, wird es sein Papa lieben, und alle Probleme, die wir jetzt noch miteinander haben, lösen sich von allein. Ein großer Irrtum.

## **6. Nach komplizierter Schwangerschaft und schmerzhafter Geburt endlich geschafft, aber ...**

Die Probleme - körperliche wie seelische - begannen schon während der Schwangerschaft. Knapp drei Wochen nach unserer Hochzeit bzw. drei Monate vor meiner Niederkunft wurde ich krankgeschrieben. Der Muttermund hatte sich schon zu öffnen begonnen. Deshalb riet mir meine Frauenärztin dringend zur Schonung. „Für eine Einweisung in die Geburtsklinik ist es noch zu früh, aber wir müssen aufpassen, dass das Baby nicht zu zeitig zur Welt kommt“, meinte die Medizinerin.

Natürlich wollte ich mich nicht schon drei Monate vor der Geburt in die Klinik begeben, denn ich fühlte mich körperlich durchaus wohl. Die Worte der Ärztin machten mir jedoch Angst. Meine Gedanken begannen zu kreisen: Was hast du denn falsch gemacht? Kommt dein langersehntes Wunschkind vielleicht durch dein Verschulden als Frühgeburt mit einem lebenslangen Schaden zur Welt? Vielleicht ist es so, dass man sich beim ersten Kind besonders viele Gedanken macht und Angst hat.

Jörg zeigte für die mich quälenden Fragen leider kein Verständnis, was mich seelisch zusätzlich belastete. Ich litt nicht nur unter seiner Verständnislosigkeit, sondern noch mehr unter seinen Sticheleien. So ließ er keine Gelegenheit aus, sich vor unseren Freunden über mich lustig und mich lächerlich zu machen. Selbst die Ratschläge meiner behandelnden Ärztin kommentierte er spöttisch, wobei ihm seine Familie, insbesondere seine Mutter und seine Schwägerin, nicht etwa widersprachen, sondern ihm im Gegenteil sekundierten. Als ich mich aus Angst um Gesundheit und Leben meines noch ungeborenen Kindes vorübergehend von den Gottesdiensten in der NAK fernhielt, schikanierte er mich umso mehr. In dieser Situation zeigte selbst der Priester für mich mehr Verständnis als der eigene Mann, der es auch nicht akzeptieren wollte, dass in dieser Situation meine Familie zu mir stand.

Schließlich waren es nur noch zwei Wochen bis zur Geburt und ich dachte, bald sei alles überstanden. Doch ging meine Leidenszeit erst richtig los. Vorwehen setzten ein, die mich vor allem nachts zu häufigen Toilettengängen zwangen und mich danach nicht mehr einschlafen ließen.

Ich lag stundenlang wach und grübelte: Wirst du denn überhaupt alles schaffen - die Schmerzen, die Anstrengung, die Geburt? Was kommt dann auf dich zu? Wie wird sich dein weiteres Leben gestalten?

Trotz intensiver Geburtsvorbereitung fühlte ich mich schlapp und kraftlos. Die vielen Empfehlungen von allen Seiten ängstigten mich mehr, als dass sie mir halfen und mich beruhigten. Auch ein Blick in den Kreißsaal hellte meine Stimmung nicht auf. Vielleicht wäre es besser gewesen, nicht so begierig auf Informationen zu sein. Dazu gehörte auch, dass ich jede Menge Schwangerschaftsliteratur regelrecht verschlang. Ich wollte eben alles ganz genau wissen, um später alles richtig zu machen. Offenbar wäre aber bei meiner Veranlagung weniger von all dem besser gewesen. Möglicherweise hätte ich dann im Vorfeld der Geburt zu mehr Gelassenheit gefunden. So aber stellten sich bei mir zahlreiche belastende Fragen ein: Sollte es wirklich stimmen, dass nach der Geburt alle Strapazen im

Nu vergessen sind und man als Mutter mit dem Kind rundum nur noch glücklich ist? Würde ich wohl alles mit dem Baby schaffen? Dein Mann will ja auch noch umsorgt sein. All diese Fragen lösten bei mir jede Menge Zweifel aus. Außerdem fühlte ich mich so allein und verlassen. Statt mich zu trösten, bedachte mich mein Mann nur mit Gefühlskälte. „Wenn mir die Geburt zu lange dauert, verlasse ich den Kreißsaal. Das auch dann, wenn du dich recht gehen lässt.“

Solche Worte waren alles andere als aufbauend. Auch in dieser Situation hatte die Kirche für ihn absoluten Vorrang. „Falls es mit der Geburt während des Kirchgangs losgehen sollte, dann rechne nicht damit, dass ich dich in die Klinik fahre. Das muss in dem Falle dein Vater übernehmen. Ich komme dann nach - wohl oder übel.“ Herzloser ging es nimmer.

Gegen Ende der Schwangerschaft träumte ich eines Nachts von einem völlig fremden Mann. Er trat an mein Bett und sagte: „Du wirst dich noch an sehr große Schmerzen gewöhnen müssen.“ So kam es auch. Schmerzreich war nicht nur die Geburt, worauf ich die geträumten Worte zunächst bezog, sondern all das, was ich danach erlebte und erlitt. Ein andermal erschien mir im Traum ein Arzt, der sich keinen Rat mehr wusste. Auch das sollte sich noch wiederholt bewahrheiten. Als ich meiner Mutter davon erzählte, sagte sie: „Das gibt es doch gar nicht, dass ein Doktor mal nicht weiterweiß.“ Ja, das vermutet man nicht. Doch der Fall trat bei mir ein.

Eine Woche vor der Niederkunft meinte meine Frauenärztin, dass es nun jeden Moment losgehen könne. Der Wehenschreiber zeigte schon ein paar Wehen an und der Muttermund war bereits 2 bis 3 cm geöffnet. Bei der Geburt sind es etwa 10 cm.

Diese Zeit des Wartens habe ich als Belastung empfunden. Zum errechneten Geburtstermin - es war der 30. November, der Montag nach dem 1. Advent, - war ich noch einmal bei meiner Ärztin. Sie staunte sehr, mich immer noch mit dickem Bauch zu sehen. Der Befund stellte sie vor ein Rätsel. Alles war reif für die Geburt. Es fehlten nur noch Wehen im ausreichenden Maß. Sie handelte in dieser Situation und überwies mich für den nächsten Tag in die Geburtsklinik. Dort kamen wir um 13 Uhr an. In der Klinik wurde ich von einer älteren Hebamme empfangen. Sie war sehr nett zu mir, was mir in diesem Augenblick richtig guttat. Zuerst wurden noch einmal die Wehen geschrieben. Ein paar zeigten sich bereits. Die Herztöne meines Kindes lagen im Normalbereich. Also ging es dem Baby gut in meinem Bauch. Der Befund bestätigte auch die von meiner Ärztin festgestellte Öffnungsgröße des Muttermundes. „Sie haben ja einen Super-Befund. Ihr Körper hat schon eine prächtige Vorarbeit für die Geburt geleistet. Das alles spricht für einen guten Start beim Geburtsvorgang“, lobte die freundliche Hebamme. Ihre Worte waren Balsam für meine Seele.

Nach dem CTG, der Cardiotocographie, mit der die Herztöne des Kindes im Mutterleib und gleichzeitig die Wehentätigkeit aufgezeichnet werden, untersuchte mich der Chefarzt der Klinik. Danach stellte er mich vor die Wahl, entweder am nächsten Tag die Geburt einleiten zu lassen oder noch einen Tag länger bis zu einer erneuten Kontrolle zu warten. Mit dieser Entscheidung war ich völlig überfordert. So fragte ich den Arzt, was er mir rate. „Kommen Sie übermorgen wieder!“, empfahl er. Auch die Hebamme versicherte: „Das wäre die richtige Entscheidung. Genießen Sie die Ihnen noch verbleibende Zeit mit Bauch.“

Dann ist alles sehr schnell vorbei.“ Ich verabschiedete mich in der Hoffnung, mich am übernächsten Tag in die Obhut der sympathischen, verständnisvollen Geburtshelferin begeben zu können. Doch es sollte anders kommen.

Der letzte Tag zu Hause, Mittwoch, der 2. Dezember, verlief leider nicht so rosig. Ich fühlte mich sehr schlapp, was mein Mann wieder einmal mit hämischen Bemerkungen quittierte. Mehr noch, er ließ mich allein und ging, wie immer, wenn ihm etwas nicht passte, zu seiner Mutter. Sie nahm ihn dann stets mit offenen Armen auf, um ihn vor der bösen Welt da draußen zu beschützen, statt ihn auf seine neuen Pflichten vorzubereiten. Das alles hat mich so aufgeregt, dass ich einfach an die frische Luft musste, um mich wieder zu beruhigen.

Der 3. Dezember war dann der entscheidende Tag. Jörg fuhr mich in die Klinik und blieb auch den ganzen Tag an meiner Seite. Nach seinem während meiner Schwangerschaft oftmals wenig verständnisvollen Verhalten beruhigte mich das doch und ließ mich hoffen, es werde letzten Endes noch alles gut und harmonisch, ist das Kind erst einmal da.

Jetzt aber hatte ich nur mit mir zu tun. Als ich mit meinem Mann um 10 Uhr in der Klinik eintraf, empfing mich leider eine andere Hebamme. Ich war enttäuscht, hatte ich doch mit ihrer Kollegin gerechnet. Nicht, dass sie mir direkt unsympathisch gewesen wäre und umgekehrt ich ihr. Nein, aber ich fühlte, dass die Chemie zwischen uns nicht so recht stimmte. Und das blieb so während des gesamten Klinikaufenthaltes, der an diesem Tag begann. Der Chefarzt untersuchte mich und meinte, entsprechend dem neuen CTG müsse ich gleich dableiben. Die Hebamme schickte meinen Mann zur Anmeldung, denn es mussten noch bestimmte Formalitäten erledigt werden. Obwohl ihm das nicht so recht passte, widersprach er der Hebamme, die meine Sachen inzwischen auf mein Zimmer brachte, nicht. Ich las alle Formulare, die Jörg von der Rezeption mitgebracht hatte, sorgfältig durch. Meinem Mann dauerte das wahrscheinlich zu lange, denn er murrte.

Es wäre ihm sicher lieber gewesen, ich hätte „blind“ unterschrieben. Nach Erledigung der Formalitäten verpasste mir die Hebamme einen Einlauf, um so die Wehen zusätzlich anzuregen. Es folgte ein Wannenbad mit Whirlpool, das ich mehr nervend denn entspannend empfand. Belastender war für mich jedoch, dass die Hebamme in die Mittagspause verschwand. Was soll denn werden, wenn es plötzlich losgeht? Jörg ist zwar da, aber er kann dir doch nicht wirklich helfen, ging es mir durch den Kopf.

Als ich dann gegen 12.30 Uhr, nachdem die Hebamme ihre Mittagspause beendet hatte, im Kreißsaal lag, setzten allmählich die Wehen ein. Zu dem Zeitpunkt waren sie noch auszuhalten. Außerdem war Jörg bei mir. Er wohnte der gesamten Geburt bei, so wie er schon vorher am Geburtsvorbereitungskurs teilgenommen hatte. Es fiel sogar die eine oder andere spaßige Bemerkung. „Da werde ich nun wohl doch bald die Räder vom Kinderwagen ölen müssen, wenn das hier im Sauseschritt losgeht“, meinte der werdende Vater.

Gegen 14 Uhr wurden die Wehen heftiger. Sie kamen in kürzeren Abständen und hielten länger an. Eine Ärztin kam, öffnete die Fruchtblase, um die Wehen zu forcieren. Auch das war auszuhalten.

Schon unangenehmer bis schmerzhaft wurde es, als mir die Hebamme, auf Weisung der Ärztin, einen Katheter zur Blasenentleerung legte. Dadurch sollten sich die Wehen frei



entwickeln können. Ich bekam einen Tropf mit einer Traubenzuckerlösung in die rechte Armbeuge. „Damit es nicht so schlimm mit dem Durst wird“, erklärte die Hebamme. Nach jeweils drei Wehen sollte ich mich auf die andere Seite drehen, damit das Kind in das Becken rutschen könne, meinte sie. Das Drehen fiel mir schon recht schwer, es geschah unter Schmerzen. Ich umklammerte krampfhaft mein Kopfkissen und versuchte durch gleichmäßiges Atmen die immer schmerzhafter werdenden Wehen, so gut es ging, zu verkraften. Erleichterung verschaffte mir mein Mann, der mir kräftig den Rücken massierte, so wie es ihm die Hebamme vorgemacht hatte. Wenngleich ich mir die Frage stellte, ob er mir mit der Massage wirklich etwas Gutes tun wolle oder es ihm vordergründig um sein Ansehen in den Augen der Hebamme ging, so war ich doch froh, dass er mir half - egal aus welchem Grund. Auf diese Weise kam ich mit den Schmerzen noch klar. Dafür lobte mich die Hebamme mit den Worten: „Fein gemacht! Ganz tapfer!“ Ich wunderte mich darüber, hatte ich doch noch gar nichts Großartiges geleistet. Und die Schmerzen waren auch noch auszuhalten.

Doch das änderte sich gegen 15.30 Uhr schlagartig. Jetzt setzten die Presswehen ein, die länger als eine geschlagene Stunde anhielten. Sie waren die Hölle. Ich schrie fürchterlich und war gar nicht mehr Herr meiner Sinne. Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass aus mir solch tierische Laute herausbrechen könnten. Es war das erste Mal, dass ich in meinem Leben über mich und meinen Körper derart die Kontrolle verlor. Dafür schäme ich mich auch heute noch. Am liebsten möchte ich mich jetzt noch für mein damaliges Verhalten entschuldigen. Im Augenblick wahnsinniger Schmerzen drängte sich mir der Gedanke an Sterilisation auf, um ja nicht noch einmal solche Höllenqualen erleben zu müssen. Zu allem Überfluss machte mir die Hebamme auch noch Vorwürfe: „Quieken Sie nicht so! Sie machen den anderen, die ebenfalls kurz vor der Geburt stehen, regelrecht Angst“, tadelte sie und riet: „Verschwenden Sie nicht so Ihre Kraft! Sie brauchen die zum Pressen.“ Was sollte das? Meinte die Hebamme, ich schreie zum Spaß, ich schreie, wenn ich es mir verkneifen könnte?, schoss es mir durch den Kopf, um mich gleich darauf zu fragen, ob ich denn die Einzige sei, die vor Schmerzen schreien müsse. Natürlich versuchte ich, mich soweit als möglich zusammenzunehmen, zumal mir mein Schreien nicht zuletzt vor einer kopfschüttelnden Hebamme peinlich war.

Später durfte ich mir auch noch Jörgs Vorwürfe, der allerdings an meiner Seite trotz meiner Schreie ausgeharrt hatte, anhören. „Du hast gebrüllt, als wärest du in der Folterkammer“, so sein Kommentar. Doch so fühlte ich mich auch. Dann fügte er noch hinzu: „Andere Frauen lassen sich die Schmerzen bestimmt nicht so anmerken wie du.“ Damit gab er mir wieder das Gefühl, nicht so gut zu sein wie der Rest der Frauen in gleicher Situation. Das alles - mein Versagen, wie ich meinte, und die Vorwürfe von außen, selbst von dem Mann, den ich liebte, - hat den depressiven Gemütszustand, in dem ich mich bereits befand, meiner Überzeugung nach wesentlich verstärkt.

Aber zurück zur Geburt, denn noch war Mandy nicht auf der Welt. Der Muttermund hatte sich unter enormen Wehen ziemlich schnell vollständig geöffnet. Doch ich durfte nicht gleich mitpressen, da sich das Köpfchen noch nicht in der richtigen Lage befand. Plötzlich wurden die Herztöne meines Kindes schwächer. Die Nabelschnur hatte sich um den kleinen Hals gelegt. Deswegen war wahrscheinlich das Köpfchen auch nicht gleich in die